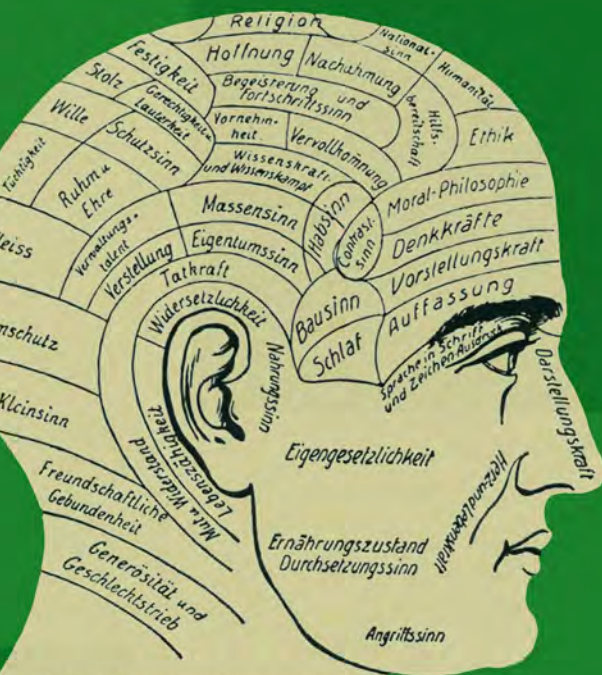


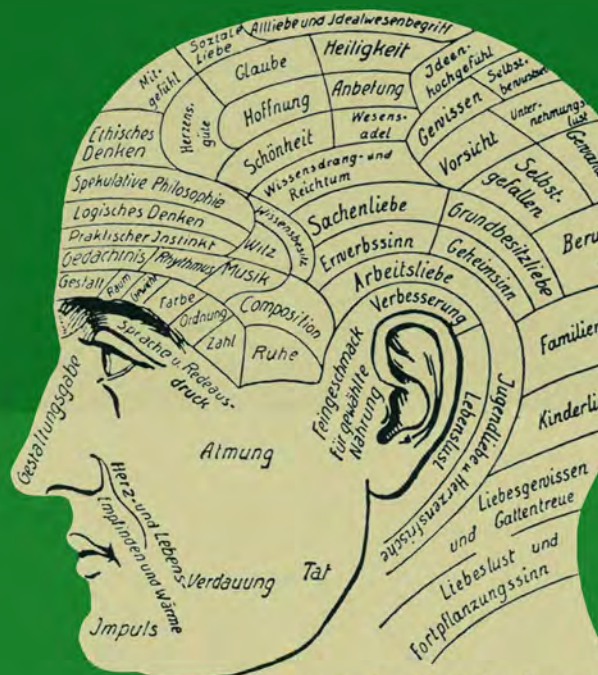
Fritz Aerni

Die Physiognomik von Kopf und Gesicht

Die Huter'sche Neuphrenologie und Psychophysiognomik des menschlichen Kopfes



Die rechte Kopf- und Gesichtseite nach der Schädel- und Gesichtsausdruckskunde von Carl Huter



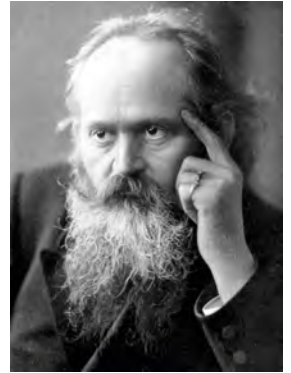
Die linke Kopf- und Gesichtseite nach der Schädel- und Gesichtsausdruckskunde von Carl Huter

Carl-Huter-Verlag

Fritz Aerni • Die Physiognomik von Kopf und Gesicht

»Der Wahrheit, dem Wohl aller Menschen und der ethischen Schönheit das ganze Sein!«

Carl Huter, 1910



Carl Huter 1908

Unsere Adresse im Internet:
www.carl-huter.ch

Fritz Aerni

Die Physiognomik von Kopf und Gesicht

Die Huter'sche Neuphrenologie
und Psychophysiognomik
des menschlichen Kopfes

Ein Lese- und Lehrbuch

Carl-Huter-Verlag
2015

ISBN 978-3-03741-130-8

Das vorliegende Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Verlag und Autor behalten sich alle Rechte vor.

© Fritz Aerni Zürich, Oktober 2015
Carl-Huter-Verlag GmbH, Ohm-Str. 14, CH 8050 Zürich

www.carl-huter.ch

Inhaltsverzeichnis

0	Inhaltsverzeichnis	5	Primaten und Hominiden	115
	und		Individuelle Differen-	
	Verzeichnis der Abkürzungen	8	zierungen beim Steinzeit-	132
			menschen	
1	Vorwort	11	Körper, Kopf und Gesicht	135
2	Outsiders unter sich.	13	Innerlichkeit und	142
	Ein Interview		Äußerlichkeit	
3	Begabung und Gerechtigkeit	57	Die typischen Merkmale	147
	Gesellschaft, Gewissen		des Innerlichkeitsmenschen	
	und Gerechtigkeit	61	Die typischen Merkmale	150
	Verlust der individuellen	64	des Äußerlichkeitsmenschen	
	Persönlichkeit		Carl Gustav Jung	152
	Das gerechte Recht	68	Impulsivität und	158
	Gerechtigkeit für Ungleiche	71	Spontaneität	
	Menschenrechte		Die Gesichtsproportionen	161
	und Psychophysiognomik	74	Verstand, Gefühl und Wille	164
	Den Menschen		Spannkraft, Veränderung	165
	gerecht werden	77	und Selbsterhaltung	
4	Physiognomische Typen	79	Die Korrespondenzachsen	166
	Einzeller und Mehrzeller	80	Die physiognomische	
	Hohltiere, Polypen		Gesamtbeurteilung	170
	und Quallen	86	5 Die Huter'sche	173
	Tausendfüßler und Insekten	91	Neuphrenologie	
	Form- und wesensbildende	96	Die Bestattung des Craniums	
	Kräfte		von Joseph Haydn	175
	Haifische und andere Fische	99	Der Ausdruck der Stirn im	
	Amphibien	103	Zusammenhang mit dem	
	Vögel	106	Ausdruck der Augen, des	
	Säugetiere	109	Gesichtes, der Mimik und	
			der Leistungen	178
			Die kognitive Leistungs-	
			fähigkeit	178

Grundlagen der physiognomischen Intelligenzdiagnose	179	Die zehn Hinterhauptregionen	221
Was ist Intelligenz?	180	Das untere, mittlere und obere Hinterhaupt	223
Wie misst die Testpsychologie die Intelligenz?	184	Der Nacken	228
Was messen Intelligenztests?	185	Hinterhaupt, Haare, Bekleidung, Kopfbedeckung und Schuhe	229
Welche Intelligenzen gibt es?	185	Das Oberhaupt	232
Intelligenz, Stimmung und Emotion	189	Ethische Schönheit	236
Die Stirnregionen und ihr Ausdruck – Eine Übersicht	190	Vorurteil und Lernvermögen	238
Der Unterstirnensch, der Mittelstirnensch und der Oberstirnensch	195	Was Ausdrucksregionen nicht sind	239
Die Mimik des Denkens	201	Die Ausdrucksorgane am Kopf	239
Die Spannung der Haut und die Faltenbildung	203	Die Vorgänge zwischen Gehirn und Peripherie geordnet	239
Bewusstseinsstörungen	204	Der gläserne Mensch	240
Gedächtnisstörungen	205	Tendenzen und Anlagen	241
Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsstörungen	206	Die Entwicklung des Gehirns und der geistigen Tätigkeit	242
Denkstörungen	207	6 Geistesentwicklung und Physiognomie	243
Handwerk und Kunst in der Physiognomik der Auffassungs- und Denkkkräfte	207	Vom Neandertaler zum Gegenwarts- und Zukunftsmenschen	
»In den Formen lebt der Geist«	210	China	260
Der Ausdruck des Seitenhauptes	212	Ägypten	268
Das untere, mittlere und obere Seitenhaupt	215	Mayas, Inkas und Azteken	281
Das Hinterhaupt und der Nacken	220	Altgriechische Mathematiker, Astronomen und Philosophen	287
		Die Zahl Phi	289

Das alte Rom – an Mathematik uninteressiert	291	8	Schlusswort	359
Über Rom und die arabische Welt in die Neuzeit	292	9	Anhang: Begabung, Talent und Genie	361
Sprache und Schrift	295		Begabung, Talent und Genie	361
Analytisches Wahrnehmen	298		Zwischen ‚Wissenschaft‘, Vernunft und Vorurteil	361
Erkennen und Erinnern	302		Entweder-oder	364
Praktisches und logisches Denken	304		Ein psychologisches Autodafé	365
Das widerspruchsfreie Bild	316		Physiognomik – unvermeidlich	367
Ideen	319		Physiognomik – an den Universitäten weit verbreitet	367
Zukünftige Gehirn- entwicklung	320		Physiognomik – Psycho- genetik & Biopsychologie	368
7 Physiognomische Skizzen	321		Gene und Triebe	369
Unsystematische physio- gnomische Skizzen, die zu weiteren Studien anregen			Begabung lenkt	370
Hilary Hahn	321		Begabung, Talent, Genie	370
Talentierte Ingenieure und Erfinder	330		Wer ist ein Talent?	372
Talentierte Schriftsteller	334	10	Literatur und Quellen	373
Kirchenfürsten und Theologen	338	11	Namensverzeichnis	383
Philosophen	342	12	Tabellarische Biografie von Carl Huter	387
Historiker	344	13	Verzeichnis der Werke von Carl Huter	395
Juristen	350			
Unternehmer	352			
Naturwissenschaftler und Mathematiker	354			
Wer ist wer?	358			

Vorwort

Was im vorliegenden Werk dargestellt wird, hat mich nunmehr seit 50 Jahren beschäftigt. Um 1965 entstanden die ersten Notizen dazu. Meine rege Lehrtätigkeit in den Jahren zwischen 1970 und 2000 führte dazu, dass die Thematik für den Unterricht aufbereitet wurde, noch lange bevor eine Publikation wie die vorliegende ins Auge gefasst werden konnte. Es entstanden auch viele kürzere Abhandlungen während dieser Zeit, die mehrheitlich in der Zeitschrift *«Physiognomie und Charakter»* veröffentlicht worden sind.

1988 entstand, dem Mangel an geeigneter Literatur entgegenwirkend, das *«Lehrbuch der Menschenkenntnis»*¹, eine allgemeine Einführung in die Huter'sche Psychophysiognomik. Von 1989 bis 1991 konnte ein großer Teil des zwischen 1898 und 1911 erstmals gedruckten Huter'schen Werkes neu aufgelegt werden und war zum größten Teil schnell vergriffen. 1992 konnte das Huter'sche Lehrwerk *«Menschenkenntnis»* (Erstauflage 1904-1906) erneut neu aufgelegt werden. Danach erschienen in schneller Folge neben Werken von Carl Huter auch eigene Werke. Zu erwähnen sind hier vielleicht *«Physiognomik – ein Aufbruch»* (2008), *«Gesichter sprechen. Physiognomik und Mimik des menschlichen Gesichtes»* (2009), *«Carl Huter – Leben und Werk»* (2011), *«Carl Huter und die Folgen»* (2012), *«Naturell und Temperament»* (2013) sowie *«Von Lavater zu Huter»* (2014).

Das vorliegende Lehrwerk entstand also auf der Basis der Huter'schen Psychophysiognomik. Die langjährige Erfahrung und die Lehr- und Forschungstätigkeit findet darin Berücksichtigung. Obwohl dieses Werk eines der umfangreichsten Werke in der physiogno-

1 Fritz Aerni, Herausgeber des Huter'schen Werkes, Verfasser mehrerer eigener Bücher, der großen Huter-Biografie und des vorliegenden Werkes. Aufnahme am 23. April 2015.



mischen Literatur zu dieser Thematik ist, ist doch überall Bedarf nach Erweiterung und Vertiefung.

Die Huter'sche Psychophysiognomik enthält mancherlei, selbst 100 Jahre nach dem Tod von Carl Huter, bisher nicht erschlossene Erkenntnisse.

Die Huter'sche Psychophysiognomik ist eine umfassende Wissenschaft, eine wirkliche Universalwissenschaft. Es sind aber längst nicht alle Wege abgeschritten, die sie eröffnet, und nutzbar sind sie schon gar nicht gemacht. Forschungsarbeit eröffnet sie ungefähr in dem Maße, wie sie neue Wege eröffnet. Manche Anregung in diesem Sinne findet sich im vorliegenden Werk. Dieses Werk ist aber vor allem darauf angelegt, den vorhandenen Bestand des Wissens zu lehren und damit zu tradieren. Dies geschieht möglichst anschaulich und didaktisch aufbereitet, manchmal auch angriffig. Es ist eben ein Lese- und Lehrbuch.

Es erschien mir als unentbehrlich, zunächst in gewisse Aspekte des modernen physiognomischen Denkens einzuführen. Dies geschieht

1 LB (siehe »Verzeichnis der Abkürzungen«, S. 8.)

im ersten Kapitel, das Fragen einer Studentin aufgreift, sie ergänzt, formuliert und beantwortet. Es gibt dieses Vorgehen auch Einblick in meinen physiognomischen Werdegang, in den Lehrbetrieb der Carl-Huter-Akademie und in die Positionierung zu verschiedensten, nicht unwichtigen Fragen.

Die weiteren Kapitel behandeln den Ausdruck von Kopf und Gesicht als Teile der Huter'schen Psychophysiognomik. Zuvor ist es notwendig, die Entwicklung des Nervensystems und des Gehirns wenigstens übersichtsweise darzustellen. Es ist nicht zu übersehen, dass die Kopf- und Gesichtsbildung eben davon besonders abhängig ist.

Die Krankenphysiognomik wird dabei ausdrücklich nicht behandelt. Auch andere Teilgebiete der Psychophysiognomik finden nur am Rande oder gar keine Berücksichtigung.

Die Texte von Carl Huter zur Psychophysiognomik werden, so weit sie heute bekannt sind, vollumfänglich berücksichtigt. Wer dieses Buch in die Hand nimmt, kann sich also auch über die Ausführungen von Carl Huter zu den entsprechenden Themen orientieren.

Die Quellen werden dabei genau bezeichnet; man beachte das Abkürzungsverzeichnis und das Literaturverzeichnis.

In Zitaten vorkommende Einschübe, Erläuterungen, Kommentare oder Zusatzinformationen werden in [eckige Klammern] gesetzt. Auslassungen werden mit ... markiert.

Ich danke allen, die mich bei meiner Arbeit direkt oder indirekt unterstützten. Es sind vor allem die Mitarbeiter am Carl-Huter-Institut und an der Carl-Huter-Akademie.

Viel verdanke ich den kritischen Anregungen meiner Mitarbeiterin Maria Amsler. Für die Herstellung verschiedener Abbildungen nahmen wir die Dienste von Irene Odermatt in Anspruch.

Das Manuskript hat Antonia Aerni Kabashaj lektoriert, Elisabeth Aerni hat mich bei der Beschaffung des reichhaltigen Bildmaterials unterstützt und Konrad Aerni hat die technische Herstellung des Buches betreut.

Im August 2015

Fritz Aerni

Begabung und Gerechtigkeit

Im Folgenden wird noch oft der Ausdruck ‹Begabung› verwendet werden. Was verstehen wir darunter? Da Begabungen individueller Art, also von Geburt an ungleich sind, stellt sich auch noch die Frage nach der ‹Gerechtigkeit für Ungleiche›. Diese Frage wiederum berührt die allgemeinen Menschenrechte. Es ist deshalb notwendig, sich darüber Rechenschaft abzulegen, was wir unter ‹Begabung› verstehen.

Wir wollen unter ‹Begabung› das Verstehen, was die Ausdrücke ‹Veranlagung› und ‹Talent› meinen, also etwas, was am Anfang, bei der Geburt angelegt ist und zu besonderen Leistungen disponiert. Man muss darunter aber nicht nur das verstehen, was im Sinne der klassischen Genetik vererbt ist, sondern auch epigenetische und andere pränatale Effekte, die zur postnatal vorhandenen Veranlagung beitragen. Begabung ist also, was in der Zygote angelegt ist und zusätzlich das, was bis zur Geburt auf den Organismus so Einfluss genommen hat, dass das Ergebnis dauerhaft ist.

Unter ‹Begabung› wollen wir aber nicht etwas Monofaktorielles verstehen. Zu einer besonderen ‹Begabung› wird eine Stärke oft erst dadurch, dass andere Merkmale ebenfalls stark veranlagt sind. Die Voraussetzung dafür, dass man beispielsweise von einem ‹begabten Geiger› sprechen kann, umfasst mindestens das feine Gehör, das Gefühl, Verständnis und Gedächtnis für Rhythmen und Melodien, die Feinmotorik sowie persönliche Disziplin und weitere Merkmale.

Nach der Geburt entwickelt sich das Veranlagte und entfaltet sich, will wachsen, sich

betätigen und ausleben, will sich steigern, behaupten, durchsetzen und reifen. Es will sich zur Geltung bringen und schöpferisch werden. Es wird dabei gehemmt oder gefördert, es erfährt Widerstand und Hindernisse, es erfährt auch glückliche Umstände. Am förderlichsten sind aber sehr oft nicht die glücklichen Umstände, sondern diejenigen, welche die Kräfte herausfordern.

Hindernisse und Hemmnisse in der Entwicklung und Entfaltung, die von der Umwelt ausgehen, werden im Allgemeinen als störend empfunden. Es gibt eine Intensität derselben, die sich als schädigend, verletzend, traumatisierend oder gar tödend erweist. Die Grenze, an der sich die ungünstigen Umstände und Beeinflussungen nicht nur als unangenehm und hemmend, sondern sogar als verletzend (traumatisierend) und zerstörend erweisen, ist individuell, also nach der Maßgabe und Widerstandskraft der vorhandenen Anlagen verschieden.

Alles, was es auch immer sei, das nach der Zeit der Veranlagung auf das Individuum wirkt, muss an das Vorhandene, die Begabung und das bis dahin Erworbene, appellieren. Es hinterlässt in diesem mehr oder weniger lang wirksame Spuren.

Durch Schulung, Bildung und Übung erworbenes Wissen und Können kann man Expertise nennen. Expertise kann nur erworben werden. Für sie gilt: Es fällt kein Meister vom Himmel.

Begabungen sind ebenfalls nicht von Gott verliehene Gaben. Wohl aber sind die Begabungen unentbehrliche Voraussetzungen dafür, dass Meisterschaft oder eben Expertise



29 Oskar Kokoschka, 1886-1980, zusammen mit Alma (Mahler-)Schindler, 1879-1964. Doppelbildnis. Foto: ak-images.

Die ‹Seele› oder, sagen wir, die individuelle Persönlichkeit wird in der Physiognomie, insbesondere derjenigen des Gesichtes, sichtbar und wahrnehmbar. Künstler machen mit Selbstporträts und Porträts also die Seele sichtbar, allerdings meist nicht in naturwissenschaftlichem Sinne exakt, sondern der aktuellen Stimmung, dem Zeitgeist und dem malerischen Können entsprechend. Porträts enthalten immer auch einen wesentlichen Anteil der Persönlichkeit des Malers. In Porträts mischt sich auch der jeweilige Zeitgeist mit ein. Dabei wird auch erkenntlich, wie der Mensch als Individuum aufgefasst wird und welche Position der Mensch als Individuum der Gesellschaft, der Natur und dem Höheren gegenüber einnimmt.

erlangt werden kann. Bei günstiger Begabung ist Expertise auch wesentlich schneller und qualitätvoller zu erreichen als bei weniger günstiger Begabung. Schulung, Übung und Training der Anlagen sind zu deren optimaler Entfaltung unentbehrlich. Die wiederholt und zunehmend anspruchsvoller genutzten Anlagen sind aber stets das Sekundäre. Es besteht also kein Grund, sie gering zu schätzen oder zu überschätzen.

Begabungen und Talente drängen und führen zu bestimmten und berechenbaren Aktivitäten, Handlungen, Verhaltensweisen und Leistungen. Zwischen dem Ursprung der Lebensaktivitäten und den tatsächlich erfolgten Handlungen, Verhaltensweisen und Leistungen besteht ein naturgesetzlicher Zusammenhang. In diese fließen aber stets innere und äußere aktuelle Bedingungen ein, auch die Übungsergebnisse.

Leistungen sind also nur teilweise Ausdruck eines Talent, zu einem anderen Teil

sind sie auch Ausdruck des Übungsfleißes und der aktuellen Bedingungen. Man kann diese Sache jedoch nicht umkehren. Es ist, beispielsweise, nicht erkennbar, ob ein guter Geiger ein solcher deshalb ist, weil er 10.000 Stunden in 10 Jahren geübt hat, oder weil er bis zum Alter von 10 Jahren 2.000 Stunden geübt hat in fünf Jahren und damit den Status eines Wunderkindes erlangte und die großen Konzerte von Beethoven, Brahms und Bach, ohne einen Blick auf Notenblätter, meisterhaft spielte. Allerdings kann es auch vorkommen, dass jemand 10.000 Stunden in 10 Jahren übte und trotzdem kein guter Geiger wurde. Untalentierte brechen allerdings das Üben meist schon bald ab. Im Durchschnitt sind aber doch diejenigen, die viel übten, besser als diejenigen, die wenig übten. Das Üben ist im Durchschnitt nicht zwecklos, es ersetzt aber nicht das Talent. Oft wird das Üben auch überschätzt. Übung macht längst nicht in jedem Fall den Meister und Experten. Das stellte nun auch

30 Oskar Kokoschka: Selbstbildnis, die Hand ans Gesicht gelegt, 1918. Öl auf Leinwand, 83,6 x 62,8 cm. Inv. W 125 Wien, Sammlung R. Leopold. Foto: akg-images.

Ein Bewegungsnaturell begegnet sich selbst, setzt sich mit seinem eigenen Wesen auseinander, indem er sich vielfach porträtiert.

31 Oskar Kokoschka, Grafiker, Dichter, Pöchlarn a. d. Donau 1.3.1886 – Villeneuve (Schweiz) 22.2.1980. Porträtaufnahme, 1959. Foto: akg-images.



ein Team um Brooke N. Macnamara, Princeton University, fest.⁷ Sie schreiben in ihrer Studie: » More than 20 years ago, researchers proposed that individual differences in performance in such domains as music, sports, and games largely reflect individual differences in amount of *deliberate practice*, which was defined as engagement in structured activities created specifically to improve performance in a domain. This view is a frequent topic of popular-science writing – but is it supported by empirical evidence? To answer this question, we conducted a meta-analysis covering all major domains in which deliberate practice has been investigated. We found that deliberate practice explained 26% of the variance in performance for games, 21% for music, 18%

7 Macnamara, B. N., Hambrick, D. Z., & Oswald, F. L. (2014): Deliberate practice and performance in music, games, sports, professions, and education: A meta-analysis. *Psychological Science*. Published online ahead of print.

for sports, 4% for education, and less than 1% for professions. We conclude that deliberate practice is important, but not as important as has been argued.«⁸

Üben sei wichtig, aber nicht so sehr wie es nun 20 Jahre lang von den Übungstheoretikern, ebenfalls Psychologen und Neurowissenschaftlern, gepredigt worden sei. Das Talent, das viele researchers und ihre Apostel, etwa wie Malcolm Gladwell⁹, längst abge-

8 <http://pss.sagepub.com/content/early/2014/06/30/0956797614535810.abstract> [Juli 2014]

9 Malcolm Gladwell, geb. 1963, Journalist und Unternehmensberater, vertrat die Auffassung der Egalitaristen und Übungstheoretiker in seinen Erfolgsbüchern:

(1) *Outliers: The Story of Success*. Little, Brown and Company, 2008, ISBN 978-0-316-01792-3.

Übersetzung:

(2) *Überflieger: Warum manche Menschen erfolgreich sind – und andere nicht*. Campus-Verlag, Frankfurt/New York 2009, ISBN 978-3-593-38838-0.

schaft hatten, sei wesentlich wichtiger. Das entspricht ziemlich genau der Auffassung, die in der Psychophysiognomik seit nun mehr als 100 Jahren in begründeter Weise vertreten wird.¹⁰ Das Talent, die Begabung ist die Voraussetzung dafür, dass das Schulen und Üben zu Erfolgen führen kann. Talentierte brauchen weniger Schulung und Übung, um zu hervorragenden Leistungen zu gelangen. Es kommt aber, das muss auch gleich gesagt werden, nicht jedes Talent, nicht jede Begabung durch Schulung und Übung zur Entfaltung.

Von den Leistungen auf eine Begabung zu schließen, diese theoretisch zu rekonstruieren, hat stets einen spekulativen Charakter und erfasst die Fakten vielfach nicht hinreichend. Sind die Leistungen absolute Spitzenleistungen, so ist das Rekonstruieren des ihnen zugrunde liegenden Talentes leichter. Ist man aber der Meinung, auch ein Neandertaler hätte Musik spielen und komponieren können wie W. A. Mozart, sofern er von Leopold Mozart (dem Vater Mozarts) erzogen und geschult worden wäre, so werden die Begabungs- und Talentbegriffe umgemünzt. Sie bedeuten dann so viel wie, alle Menschen wären gleich begabt, sie würden nur durch Schulung, Übung und Training zu unterschiedlichen Experten gemacht. Für diese Auffassung gibt es keine naturwissenschaftlichen Grundlagen. Diese Auffassung ist aber bei denjenigen beliebt, die den Menschen nach einer vorgefassten Mei-

Geht man von der Gleichheit der Menschen aus, so kann man Talente und Begabungen auch nicht ermitteln, denn es gibt sie nicht. Die Berufsberatungsstellen, die sich dem Egalitarismus anschlossen, haben sich deshalb darauf beschränken müssen, über vorhandene Ausbildungsmöglichkeiten und Berufe zu informieren.

¹⁰ Ich erinnere hier an die Abhandlung von Carl Huter aus dem Jahre 1911 »Die psychologische Forschungsmethode über den Menschen. Gibt es eine Methode, die Talente und Anlagen bei Kindern und Erwachsenen zu erkennen? Ein Beitrag zur Frage über die Grenzen von Drill, Schule, Talent und Genie«. In: Illustriertes Handbuch der Menschenkenntnis, Erstauflage 1911, Neuauflage 2004, Carl-Huter-Verlag Zürich.

nung, Idee oder Ideologie in sozialer und psychologischer Hinsicht formen wollen. Eine Vererbung psychischer Merkmale, von Talenten und Begabungen erschien ihnen als ein Hindernis, den ideen-, religions- oder ideologiekonformen Menschen zu schaffen. So ergaben sich verschiedene unheilige Allianzen, etwa zwischen ideologischen Sozialisten und Christen.

Anlagen oder Begabungen tragen eine Triebkraft in sich, sie wollen sich betätigen und ausleben. Die im Empfinden wurzelnde und sich physiognomisch ausdrückende Impulskraft ist oft ausschlaggebend dafür, wie frisch, spontan, selbstmotivierend Begabungen sich entfalten können oder wie passiv, abwartend und erwartend sich eine Person verhält.

Die Willenskraft und Selbstdisziplin, die selbst wieder Begabungen sind, tragen auch einiges dazu bei, dass sich andere Begabungen optimal entfalten.

Es gibt also individuelle Unterschiede, wie jemand zur Expertise gelangen kann. Es gibt selten nur einen Weg, um Meisterschaft in einem Fach zu erlangen. Nicht jeder standardisierte und empfohlene Weg passt für alle. Wer nicht auf der Heerstraße zu einem Ziel gelangt, ist vielleicht einen besseren Weg gegangen, wahrscheinlich jedenfalls einen Weg, der seiner Biografie und seinen Lebensumständen entspricht. Diejenigen, die den standardisierten und empfohlenen Bildungsgang absolvieren, beanspruchen für sich erfolgreich, da sie in der Mehrzahl sind, den Vorzug bei der Vergabe von lukrativen Stellungen. Eine Ausnahme hiervon sind lediglich die bildenden, darstellenden und schreibenden Künstler und die Musiker.

In einem späteren Alter zeigt sich in der Physiognomie, wie die Anlagen sich entwickelt und entfaltet haben. Es zeigt sich auch, ob ein Leben <geglückt> ist oder nicht.

Unter Begabung und Talent versteht man,

Physiognomische Typen

Naturell • Temperament • Impuls • Innerlichkeits- und Äußerlichkeitsmensch • Wille, Gemüt und Verstand • Die Korrespondenzachsen als Grundlage für eine physiognomische Typenlehre

Mit dem Aufkommen der Evolutionstheorie durch das Werk ›Über die Entstehung der Arten‹ (1859) von Charles Darwin (s. Abb. 8 und 9), ergaben sich in der Betrachtung des Nervensystems, des Gehirns und der Kopfform neue Aspekte.

Darwins Lehre von der Umbildung der Arten führte dazu, dass die von Gall gelehrte *scala naturae* als eine Entwicklungsfolge betrachtet wurde, die von niederen zu höheren Lebewesen und schließlich zum Menschen führt.

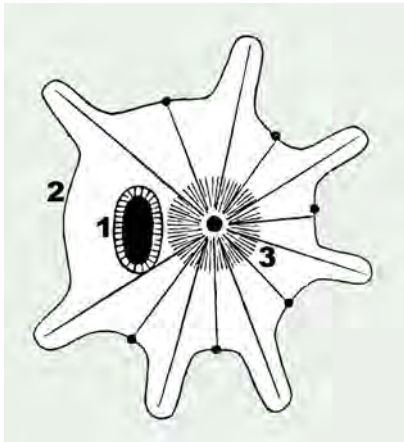
Darwin bezog hinsichtlich der Umbildung der Arten die entscheidende Anregung von Gall bzw. von dem Gall-Schüler Spurzheim. Darwin fand zusätzlich eine natürliche Erklärung für diesen Vorgang: sprunghafte Erbänderungen (Mutationen) bringen im ›Kampf ums Dasein‹ und in der Fortpflanzung (Selektion) Vorteile oder Nachteile. Die nachteiligen Mutationen unterliegen, während die vorteilhaften im ›Kampf ums Dasein‹ obsiegen.

Eigentlich untermauerte Darwin mit seiner Lehre von der Umbildung der Arten die Lavater'sche Physiognomik und die Gall'sche Phrenologie. Die durch Mutation und Selektion erfolgende Anpassung an eine natürliche Umwelt hat stets nicht nur eine Verhaltensänderung, sondern auch eine physiognomische Veränderung zur Folge; vgl. hiermit Abb. 9. Beide, physiognomische Veränderung und Verhaltensänderung, sind das Ergebnis inne-

rer anatomischer und physiologischer Veränderungen, stehen also zueinander in einem sich wechselseitig bedingenden Zusammenhang. Danach spiegelt die Physiognomie sowohl etwas Äußeres, die Außenwelt, als auch etwas Inneres, welches unter Beibehaltung des artgemäßen und individuellen Charakters in einer Anpassung an die Außenwelt entstanden ist. Die Veränderung des Verhaltens, also der neurophysiologischen Steuerung, ist dabei sowohl von den körperlichen als auch neurophysiologischen Möglichkeiten abhängig. Es passt sich das Gehirn mit seinen Funktionen und seiner Form den durch die Anpassung erfolgenden körperlichen Veränderungen an. Das Wechselspiel zwischen anpassender Veränderung und der Beharrlichkeit, am Bisherigen, insbesondere an der artgemäßen und individuellen Eigengesetzlichkeit, festzuhalten, formt und gestaltet den Körper-, das Gehirn- und den Kopfbau in allen Teilen.

Es haben nicht alle Lebewesen ein Nervensystem, aber auch diejenigen ohne Nervensystem und Gehirn passen sich im Sinne der Evolutionslehre an ihre natürliche Umwelt an oder suchen sich ihre Umwelt, sie leben und haben sinnvolles Verhalten und Gedächtnis, – wie gesagt, ganz ohne Nervensystem und Gehirn.

Die höheren Lebewesen, auch die Menschen, gehen in ihrer individuellen Entwicklung aus einer befruchteten Eizelle, der



40 Eine einzelne Zelle, schematische Darstellung. (1) Zellkern, (2) Plasmalemma (Zellhaut), (3) Zentrosom (3) ist nach der Auffassung von Carl Huter (1861-1912) das impulsgebende Organ bei der Zellteilung (Fortpflanzung) und bei der Gliederbildung. Das Zentrosom (1888 von Edouard van Beneden entdeckt, 1889 von Theodor Boveri benannt) ist gewissermaßen die geistige Zentrale der Zelle. Einzeller (Protozoa) finden sich überall, wo es Wasser hat und feucht ist. Schematische Darstellung von Carl Huter, 1904-1906.

Zygote, hervor, die ebenfalls weder ein Nervensystem, noch ein Gehirn aufweist, die aber sehr wohl <weiß>, was sie tun muss. Sie ist gewissermaßen getrieben, das zu tun, was zur Bildung eines Embryos, eines Fötus und am Ende eines ausgewachsenen Menschen führt. Wie von Geisterhand gesteuert gehen die komplexen biochemischen Prozesse vor sich, die zu Zellteilungen führen. Die durch Teilung entstandenen Tochterzellen spezialisieren sich und wandern auf wundersame Weise dahin, wo sie nach ihrer Spezialisierung hingehören, um den Organismus aufzubauen. Nervensystem und Gehirn sind also nicht der Ursprung alles höheren Werdens, etwa des Selbstbewusstseins und des Gedächtnisses. Es ist in den hirnlosen omnipotenten Zellen, in den Zygoten angelegt, was sich aus ihnen entwickeln kann, einschließlich des Nervensystems und des Gehirns.

Unter den Lebewesen mit Nervensystem haben die niederen Formen ein vergleichsweise einfaches, die höchstentwickelten ein komplexes Nervensystem. Das Nervensystem leitet, koordiniert und ermöglicht die Steuerung der Leistungen, die dem jeweiligen Organismus gemäß sind.

Das Nervensystem, wo ein solches überhaupt vorhanden ist, ist abhängig

a) vom gesamten Organismus und seinen Funktionen und

b) von den Sinnesorganen und den Sinnesindrücken.

Hinsichtlich der Morphologie (der Physiognomie, dem Erscheinungsbild) und der davon abhängigen Funktionsweise ist das Nervensystem jedoch weit mehr abhängig vom gesamten Organismus und den in diesem wirkenden physikalischen Kräften, chemischen Prozessen und psychischen Vorgängen. Es passt zu seinem Organismus. Eine Gans hat ein Gänsehirn und ein Fuchs ein Fuchshirn. Daran können alle Sinneseindrücke nichts ändern. Fehlende artgemäße Sinneseindrücke oder andauernd <falsche> Sinneseindrücke können aber die normale Entwicklung und Entfaltung des Gehirns irritieren, hemmen und stören; <passende> Sinneseindrücke begünstigen und fördern die Entwicklung und Entfaltung.

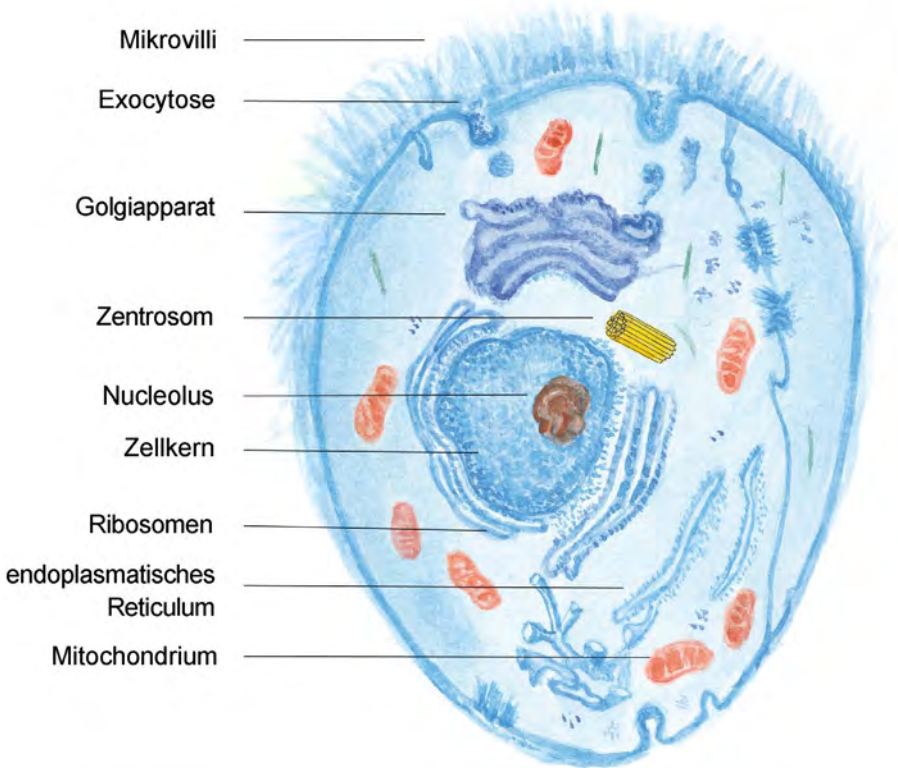
Einzeller und Mehrzeller

Alles höhere Leben hat als Grundbausteine derartige lebende Zellen. Dass die Pflanzen, Tiere und der Mensch als Grundbaustein die biologische Zelle haben, entdeckte 1839 Theodor Schwann (1810-1882).

Man kann die Lebenswelt einteilen in Einzeller (Protozoa) und Mehr- oder Vielzeller (Metazoa).

Einzeller haben kein Nervensystem. Sie

41 Schematische Darstellung einer Zelle mit Organellen und Einschlüssen. Grafik: Irene Odermatt.



haben aber eine komplexe innere Organisation, die man übersichtsweise und unvollständig den Abb. 40 und 41 entnehmen kann.

Besondere Kennzeichen einer Lebensbauzelle sind vor allem (1) der Kern, (2) die Zellmembran (Plasmalemma), (3) das Zytoplasma (Zellfleisch) und (4) das Zentrosom bzw. die Zentriolen.

Nach der Auffassung von Carl Huter gehen innerhalb einer Zelle die Impulse zur Fortpflanzung durch Teilung wie auch zur differenzierten inneren Organ- und Formbildung, zur Gliederbildung sowie zur Kommunikation mit der Umwelt von den Zentrosomen mit den Zentriolen aus.

Die Zentrosomen bzw. Zentriolen sind oft schwer nachweisbar. Bei Zellen gewisser Pflanzen sind sie bisher noch nicht nachgewiesen.

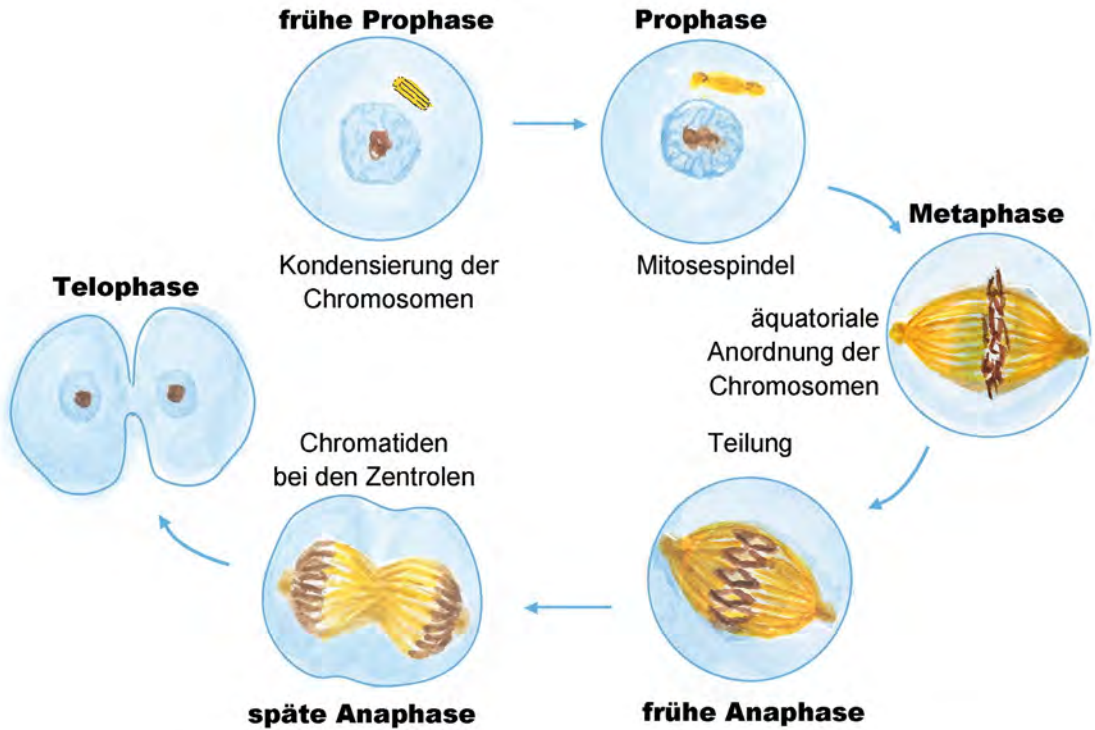
Ihre Nachweisbarkeit hängt u. a. mit der Leistungsfähigkeit von Mikroskopen zusam-

men. Markant in Erscheinung treten sie zunächst vor allem bei der Fortpflanzung bzw. der Zellteilung hervor.

Zentriolen (deren Hauptbestandteile die Mikrotubuli sind, die in der Richtung des Axons liegen) können innerhalb des Zytoplasmas auch de novo entstehen. Der molekulare Vorgang ihrer Bildung ist allerdings noch weitgehend unverstanden. Noch weniger ist von Seiten der zuständigen Wissenschaften (Zytologie, Biologie, Medizin) verstanden, durch welche Ursachen Zentriole de novo entstehen.²³

Nach der Auffassung von Carl Huter sind die Zellzentrosoma als «geistige Zentralen», als das Impulsgebende für alle Lebensprozesse, für die Bildung einer individuellen inneren Einheit, für die Gliederbildung und die kommunikativen Entäußerungen zu verstehen.

²³ Die Huter'sche Auffassung hierzu wird in einem speziellen Werk dargelegt.



42 Zellteilung, schematisch. Grafik: Irene Odermatt.

Das entspricht dem Beobachtbaren.

Die Zentrosomen sind das, in evolutionärem Sinne zu verstehende, anregende Ursprungsorgan sowohl für die innere Kommunikation, das Nervensystem und seine Zentralorgane, die Sinnesorgane wie auch für die Geschlechtsorgane.

Die enge funktionelle Beziehung zwischen der Sinnestätigkeit, dem Geschlechtssystem und dem Gehirn ist auch beim Menschen unübersehbar, obwohl diese Organe im Organismus sich polar gegenüberstehen.

Die Frage, ob die Einzeller, also Lebewesen ohne Nervensystem, zu subjektiver Erfahrung und damit zur Wahrnehmung von sogenannten Qualia fähig sind, muss man bejahen. Ihr Verhalten lässt erkennen, dass sie etwa Lust und Schmerz, Wärme und Kälte, Helligkeit und Farben empfinden. Viele Neuro-

wissenschaftler unterstellen, dass Qualia nur wahrgenommen werden können, wenn ein Körper über ein Nervensystem und ein Gehirn verfügt. Die menschlich bewusste Wahrnehmung der Qualia setzt allerdings ein menschliches Nervensystem und Gehirn voraus. Den Einzellern eigene psychische Leistungen (und Anfänge der Entwicklung des Bewusstseins) sind aber gerade deshalb von einem besonderen Interesse, weil sie kein Nervensystem haben. Ihnen Empfinden, Schmerzempfinden, Lustempfinden, also lebendige psychische Leistungen kurzerhand abzusprechen und sie als «Dinge» zu betrachten, ist Willkür und verfehlt die Realität, geht an dem Beobachtbaren achtlos vorüber.

Einzeller haben eine Größe (größter Durchmesser), die meist zwischen 1 und 30 Mikrometern (μm) liegt, die aber auch 80 Zenti-

Die Huter'sche Neuphrenologie

Das Nervensystem und das Gehirn haben sich, wie wir gesehen haben, in Bau und Funktion auf je arttypische Weise an die Umwelt angepasst. Das Hirn entwickelte sich evolutionär im Dienste des gesamten Organismus und in Auseinandersetzung mit der Umwelt. Beim Menschen entstand auch hinsichtlich der Physiognomie des Kopfes eine große individuelle Vielfalt.

Das menschliche Gehirn ist an allem maßgeblich beteiligt oder unbedingte Voraussetzung für alles, was man <Verhalten> und <menschliches Bewusstsein> nennt.

Was gebraucht und geübt wird, das hinterließ auch Spuren im Gehirn. Die Plastizität des Gehirns lässt es durchaus zu, dass sich durch fleißig geübte Tätigkeiten die zugehörigen bzw. beanspruchten Gehirnteile vergrößern, an Volumen zunehmen. Ein Kind, das Lesen und Schreiben lernt, entwickelt und vergrößert die dafür beanspruchten Zentren; wer Geige oder Klavier über viele Jahre spielt, entwickelt ebenfalls die beanspruchten Zentren vermehrt. Dem sind aber Grenzen gesetzt, die in den Anlagen begründet sind.

Wir erinnern uns weiterhin, dass geübte, also aktive Anlagen unvermeidlich zentrifugale, efferente Vorgänge auslösen, solche, deren Auswirkungen im Gesicht zu sehen sind und manchmal zusätzlich auch solche, die Handlungen und Verhaltensweisen auslösen.⁶⁵

Nehmen wir einmal an, die Umwelt eines Krokodils (s. Abb. 73) würde sich nicht plötzlich, sondern in einem längeren Zeitraum so umbilden, dass stets genug Nahrung da ist, die

aber zunehmend nur mit einer neuen Verhaltensweise und Technik erbeutet werden kann, dann bilden sich die Formen, das Gehirn und das Verhalten nach und nach um. Sie folgen also dem Umbau der Umwelt. Die Anpassung an die Umwelt bei solchen Lebewesen scheint aber gewisse Grenzen zu haben. Wenn sich die Umwelt schnell ändert, dann sind sie jedenfalls überfordert und sterben aus. Aber auch dann, wenn sich die Umwelt langsam verändert, scheint die Umbildungsfähigkeit arttypischen Grenzen zu unterliegen.

Diese Grenzen sind dabei aber in den meisten Fällen weniger wichtig als die grundsätzliche Umbildungsfähigkeit des Lebens.

Die Umbildungswilligkeit dürfte bei den Lebewesen zum Einen durch die Umwelterfordernisse herbeigeführt werden. Ob es aber auch ein den Lebewesen innewohnendes, im Fundament ihres Daseins begründetes Bedürfnis gibt, sich zu vervollkommen, über sich hinaus zu wachsen und sich auf ein schönes Ziel hin zu entwickeln? Oder ob es sich in der destruktiven Kraft und Aggression, im Zerstören, im Bösen komplettieren will? Ob es also auf ein fernes Ziel im Bereich seines individuellen Entwicklungsspielraumes hinarbeiten kann oder vielleicht sogar muss? Die Psychophysiognomik bejaht, dass es das unbewusste (oder auch bewusste) Streben gibt, über sich hinauszuwachsen und sich zu vervollkommen. Auch das negative Gegenstück scheint es zu geben.

Wie auch immer, die Natur ist die große Lehrmeisterin und Erzieherin des Lebens, auch des Menschen, – also die Natur, jedoch nicht alles, was man als Umwelt bezeichnet.

⁶⁵ Ausgeführt ist dies in <Gesichter sprechen> (Carl-Huter-Verlag Zürich, 2009).

Zur Umwelt gehört beispielsweise auch, was sich manche Menschen ausgedacht haben und womit sie die Menschen und ihre Köpfe beherrschen wollen.

Ein nüchterner, kalt rechnender und denkender Mensch lenkt, hat er Einfluss, die Menschen in eine ihm entsprechende Richtung, während er jede andere Art zu denken und zu lenken ablehnt, gering schätzt, lächerlich macht, als gefährlich darstellt und vielleicht sogar verfolgt. Über eine ideale zukünftige Entwicklung würde er wohl spotten. Er würde wohl eine solche nicht fördern wollen. Möglicherweise würde es ihm aber ergehen wie Mephisto in Goethes *«Faust»*, der meinte, er sei ein Teil des Teils, der stets das Böse wolle, jedoch stets das Gute schaffe.

Das gilt unverkürzt auch für Psychologen, die sich in den Fragen, die menschliches Verhalten und Bewusstsein betreffen, für kompetent halten. –

Im Folgenden erfahren Sie einiges über den Ausdruck der Stirn, des Seitenhauptes, des Hinterhauptes und des Oberhauptes im Zusammenhang mit dem Ausdruck des Gesichtes. Wie ein Mensch denkt, welche Sicht der Welt er entwickelt, wie er wirtschaftet und sich sozial und gesellschaftlich verhält, wie er sich zu den sogenannten höheren Lebensfragen stellt. Wir werden sehen, dass unterschiedliche Physiognomien dieselbe objektive Welt verschieden interpretieren und auch zu verschiedenen Weltbildern gelangen.

Werden Menschen gesellschaftlich aktiv, dann gestalten sie die Gesellschaft nach ihrer Physiognomie verschieden.

Ihre Physiognomie zeigt, in welche Richtung, mit welchen Motiven zu welchen Zielen jemand strebt. Das leicht Veränderliche passt sich oft, ohne die durch innere Beweggründe und Ziele bestimmte momentane Haltung zu verlassen, der Umwelt an.

Ein Politiker spricht dann beispielsweise aus, was seine Wähler gerne hören, und er

behauptet, alle wichtigen Kompetenzen zum Regieren oder als Parlamentarier zu haben, während er seinem Ehrgeiz frönt, in immer einflussreichere Positionen zu gelangen.

Ein Philosoph schließt sich einer herrschenden geistigen Strömung an, behauptet aber mit viel spitzfindigem Aufwand, eine eigene philosophische Richtung zu denken.

Solche Beispiele lassen sich zahlreich machen. In der Regel verhält sich der Mensch nicht nach dem, was er beeinflussterweise sagt, verspricht, ankündigt, sondern nach dem, was ihm entspricht.

Sie werden, liebe Leserin, lieber Leser, sofern Sie das noch nicht bemerkt haben, spätestens im Folgenden sehen, dass die Beschäftigung mit der Physiognomik der Menschen eine sich weit verzweigende Angelegenheit ist, insofern wird auch die Gedächtnisleistung stark beansprucht. Und manches Mal könnte man verzweifeln, ob der Anforderungen. Aber: Wie kann man einen Handwerker, einen Kaufmann, einen Banker verstehen, wenn man von deren Metier nichts versteht? Wie kann man einen talentierten Musiker verstehen, wenn man von Musik nichts versteht? Wie kann man die Denkweise verstehen, die in der Mathematik gepflegt wird, wenn man keine oder nicht hinreichend eigene Eindrücke sammelt im Land der Mathematiker? Wie ist erst das Denken von Juristen? von Gerechtigkeitsliebenden, von Schlitzohrigen und von Händelsüchtigen? Das Leben bietet viel, womit der physiognomische Menschenkenner, will er sich nicht an der Oberfläche betätigen, in Berührung bringen muss. Das nimmt gewissermaßen kein Ende. –

Zur Einstimmung und mit einem diskreten Augenzwinkern will ich hier zuerst einen Artikel von Eva van Hoboken zur Kenntnis bringen, der am 26. Juni 1954 in der NZZ (Neue Zürcher Zeitung) erschienen ist. Hier also der ganze Artikel:

Die Bestattung des Craniums von Joseph Haydn

»Vor anderthalb Jahrhunderten standen zwei Männer nachts nach dem feierlichen Begräbnis des berühmten Kapellmeisters und Komponisten Joseph Haydn wieder auf dem Hundstürmer Friedhof in Wien, wo sie ihre Ergebenheit dem großen Genius auf sonderbare Art bezeugten. Sie waren wiedergekommen, um mit dem bestochenen Totengräber das Grab zu öffnen und dem eben Bestatteten den Kopf vom Körper zu trennen. Es waren dies Johann Peter, Verwalter des Provinzialstrafhauses, und Josef Karl Rosenbaum, Fürst Esterhazy'scher Sekretär. Sie waren Anhänger der Gall'schen Schädellehre, die versuchte, den Genius der bedeutenden Zeitgenossen aus der Schädelform ersehen zu können.

Im Jahre 1820 hörte Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, in Eisenstadt die ihm zu Ehren aufgeführte «Schöpfung». Beim nachfolgenden Festmahl sprach er gerührt zum Fürsten Esterhazy, der Anerkennung des toten Meisters in England gedenkend, den Toast: «Wie glücklich der Mann, der diesen Haydn im Leben besessen und noch im Besitze seiner irdischen Reste ist.» Da erinnerte sich der Fürst, dass die Gebeine seines großen Kapellmeisters und Komponisten in Wien begraben lagen, und er kam um die Erlaubnis ein, den Toten exhumieren und nach Eisenstadt überführen zu dürfen. Bei der Öffnung des Sarges musste er aber erleben, dass seinem großen Kapellmeister der Kopf fehlte und er nur noch im Besitze der unvollständigen irdischen Reste und der Perücke des Toten war. Auch die Polizei, die mit den Recherchen beauftragt wurde, fand den Schädel nicht. Der Schädel erschien erst wieder im Testament der Witwe Peter, die aus Angst vor Strafe den letzten Willen ihres verstorbenen Gatten nicht einhielt und den Kopf, statt ihn an Hofrat Dr. Rokitsansky abzuliefern, ihrem Hausarzt Dr. Haller vermachte. Dr. Haller sorgte dafür, dass er den Söhnen Rokitsanskys übergeben wurde, diese wiederum übergaben ihn der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, wo er im Museum bis zum 6. Juni 1954 zu sehen war. An diesem Pfingsttag 1954 wurde nun der Schädel von den Herren des Präsidiums und den Direktoren der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien fortgeschafft, um im Grabe, in Eisenstadt beim übrigen Körper wieder beigesetzt zu werden.

Es ist heller Tag, ein strahlender Sonntag, die ganze Stadt Wien ist auf den Füßen. Es versammeln sich die höchsten Behörden im Vestibül des Gebäudes der Gesellschaft der Musikfreunde.

Dort ruht auf einem Katafalk in einem offenen Futeral mit goldenem Lorbeer verziert der Schädel Joseph Haydns. Alumnen der Schola Cantorum singen den Choral «Rette mich, Herr, vor dem ewigen Tode an jenem Schreckenstage, wo die Erde beben wird», und Kardinal Erzbischof Dr. Innitzer segnet feierlich den Schädel aus. Scheinwerfer strahlten auf, Filmkameras surren und Blitzlichter leuchten grell.



132 Joseph Haydn (1732-1809). Bildnis aus der Zeit als Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy. Anonymes Ölbild. Foto: akg-images.

Vorsichtig heben die Leichenträger den Schädel in den geschlossenen Leichenwagen der Stadt Wien.

Die höchsten Würdenträger, die der feierlichen Zeremonie beigewohnt haben, besteigen, von Neugierigen bestaunt, ihre großen Limousinen, und es formt sich ein Trauerzug, wie ihn die Welt nie gesehen hat. Zeitweise fahren sie schnell, die Trauergäste und der Leichenwagen. Motorisierte Polizei in Lederjacken mit weißen Mützen umdonnern auf ihren schweren Motorrädern das Ehrengeläute.

Gedämpft unterhalten sich die Trauergäste, meist in ernstes Schwarz gekleidet, doch bald verliert sich das düstere Gepräge, denn die Dörfer, die durchfahren werden, begrüßen mit jubelndem Glockengeläute und im Winde wehenden Fahnen den Schädel des Großen, der endlich heimkehrt. In jedem Dorfe stehen Schulkinder Spalier, und Kinder und Trauergäste vergessen, dass es sich um einen Trauerakt handelt. Die Kinder jubeln und



133 Die im Artikel der Eva van Hoboken geschilderte Szene, in der der Bildhauer Gustinus Ambrosi (1893-1975) den Schädel Haydns vor seiner vorerst endgültigen Bestattung hielt, wurde fotografisch festgehalten von Elfriede Hanak. Gustinus Ambrosi war 1954 61 Jahre alt. Ihn als 'greisen Mann' zu bezeichnen, befriedigte wohl eher die dramatische Fantasie der Autorin, als dass es die Realität wiedergab. Foto: akg-images.

winken mit den Fahnen, und die Gäste in den schweren, feierlichen Limousinen winken zurück, lassen Taschentücher flattern.

Pünktlich erreicht der Kondukt Rohrau, den Geburtsort Haydns. Langsam und feierlich fährt der Leichenwagen in das Dorf ein und hält auf dem Platze vor dem Monument, das zu Ehren des großen Sohnes errichtet wurde. Der Schädel steht vor dem Monument, zwischen dem Geburtshaus und der alten gotischen Kirche, in der Joseph Haydn getauft wurde; in der Nähe des Friedhofes, an dessen Mauer Haydns Eltern begraben waren, ist der Leichenwagen aufgestellt. Rechts stehen um das Monument die Buben und links die Mädchen. Ein blondes Mädchen spricht in Reimen aus, wie sie sich mit Vater Haydn verbunden fühlen, diese heutigen Kinder, die um das Monument stehen und schüchtern die fremden Festgäste anstarren. Sie hören die Reden und feierliche Melodien, es spielt die Orgel in der Kirche und dann setzen sich der Leichenwagen und die vielen Autos wieder in Bewegung.

Vergangen ist wie ein Spuk, wie eine Erscheinung, der Augenblick, in dem der Schädel des Sohnes des Ortes hier geweilt hat.

Die hundertdreißig Limousinen und der Leichenwagen rollen nun durch das Burgenland. An den Straßenrändern halten Bahnarbeiter, Straßenbauer in der Arbeit inne und ziehen die Mützen. Manchmal wartet ein Jeep im Gebüsch versteckt, und es sitzen russische Offiziere und Soldaten da und schauen dem festlichen Trauerzuge nach. Auf einem Felde betet eine alte Frau mit erhobenen Händen für den Toten.

In Eisenstadt erwartet die Geistlichkeit mit dem Kreuzifix den Kondukt. Bauernsöhne und Töchter stehen in den Trachten des Landes Spalier, Ehrenkompagnien von Polizei und Gendarmerie, mit Eichenlaub an den Stahlhelmen, formieren sich zum letzten Salut. Television und Filmkamera setzen sich wieder in Bewegung, es surrt, Blitzlichter blenden auf, Reden werden gehalten. Langsam schreiten die Behörden, die Ehrengäste, die Trauergäste hinter dem Leichenwagen, von aller Augen

scharf beobachtet.

Unter atemloser Stille heben die Leichenträger den ledernen Behälter, der die kostbare Reliquie birgt, aus dem Auto und tragen ihn in die Kirche. Schauer ergreift einen, bald ist es soweit. Der Mensch ist für Einheit, was zusammengehört, soll nicht geschieden werden. Auch soll nicht ein Skelett ohne Kopf bestattet sein, selbst wenn man im Jahre 1809 dachte, der Menschheit einen großen Dienst zu erweisen, indem man glaubte, aus den Schädelmessungen den Ursprung des Genies erfahren zu können. Wir, hundertfünfzig Jahre später, haben das Genie noch immer nicht im Skelett gefunden.

In der Kirche spricht der Propst der Bergkirche vor dem offenen Behälter, und wir stehen zum letzten Male vor dem Schädel des großen Meisters. In der einfallenden Sonne steht er da, unter Weihrauchwolken und im strahlenden Lichte. Mit rührender Gebärde nimmt der Bildhauer Gustinus Ambrosi (s. Abb. 133) ebenfalls ein Sohn des Burgenlandes, das Cranium auf. Nun trennen nur noch wenige Meter, wenige Augenblicke Kopf und Leib. Hoch hebt der greise Mann den Schädel, er weist ihn den Andächtigen oben und unten, zeigt ihn der Trauergemeinde, der Priesterschaft und vollzieht dann unter den stummen Blicken Hunderter die Einigung. Ein Mensch leistet dem andern den letzten Dienst. Mit rührender Gebärde bettet der greise Bildhauer den Schädel auf das frische weiße Totenkissen und verneigt sich und berührt mit der Stirne den kupfernen Sarg. Da liegt er nun endlich der Kopf beim Leib. Und wieder hört man das Surren der Filmkameras, sieht das Aufleuchten der Blitzlichter.

Im Beisein aller wird der Deckel des Sarges wieder zugeschraubt. Ein kleiner Zug formiert sich.

Zum letzten Male wird Joseph Haydn zur Ruhe gebettet. Man schreitet in das kleine Mausoleum, der Sarg wird unter Gebet in den Marmorsarkophag versenkt.«

Der Schreiberin war offensichtlich nicht bekannt, dass der Bildhauer Gustinus Ambrosi, der als Kind von Pablo de Sarasate auf der Geige unterrichtet wurde bis er sein Gehör verlor und dann zur Bildhauerei wechselte, ein ausgesprochener (aber auch sehr eigenwilliger) Freund der Huter'schen Psychophysiognomik war.

Der Schreiberin war ebenfalls nicht bekannt, dass es Gall und seine Schüler nicht darauf abgesehen hatten, den Ursprung von Haydns Genialität am Schädel zu ersehen oder zu messen; sie suchten nach dem Ausdruck derselben. Dass sich Haydns Genialität in der Musik ausgedrückt hatte, war ja allge-

mein bekannt.

Die Huter'sche Neuphrenologie hat nie eine Schädel sammelwut ausgelöst. Und auch mit Messinstrumenten hat man Psychophysiognomen nie hantieren gesehen; wir hoffen, dass das auch so bleibt, so lange Messinstrumente nicht in der Lage sind, die ausschlaggebenden Ausdrucksmerkmale hinreichend zuverlässig zu erfassen.

Schließlich drängt sich die Bemerkung auf, dass die um den Schädel Haydns versammelte Geistlichkeit einstmals zu einem großen Teil ebenfalls vom phrenologischen Fieber befallen war. Zu einem zweiten kleineren, aber weit mächtigeren Teil witterte sie hinter den Lehren Galls einen kirchenfeindlichen Materialismus. Die Vertreter dieses zweiten Teils machten sich in der Folge hinter den kirchenhörigen Kaiser, der Gall daraufhin eine weitere Tätigkeit in Wien und Österreich verunmöglichte. Darauf begab sich Gall zuerst auf eine lange, sehr erfolgreiche Vortragsreise durch Deutschland, Dänemark und die Schweiz, um sich endlich in Paris fest niederzulassen. Gall hat danach alle seine bedeutenden Werke in französischer Sprache verfasst.

Ganz nebenbei zeigt die Story um Haydns Schädel auch, dass man jedenfalls zwischen aktueller Gehirnfunktion und Schädelform unterscheiden muss. Die aktuelle Gehirnfunktion manifestiert sich an den dynamischen Vorgängen im Gesicht, an der Stirn, am Kopf insgesamt, auch im Verhalten und in der Sprache, nicht aber am knöchernen Schädel. Der Schädel, genauer gesagt: die Kopfform, die mehr umfasst als den knöchernen Schädel, zeigt Anlagen. Wie sich dieselben entwickelt haben und wie sie aktuell tätig sind, das ist, wie schon erwähnt, am Gesicht, am Hals, am Haar, an der mimischen Muskulatur, an der Muskulatur des Halses und Nackens, an den Hautgeweben des Gesichtes und des Halses zu erkennen.

Geistesentwicklung und Physiognomie

Vom Neandertaler zum Gegenwarts- und Zukunftsmenschen

Die geistige Entwicklung zum Menschen war, wie wir sahen, gekennzeichnet dadurch, dass die Lebewesen Informationen über die Umwelt aufnahmen und sich dieselben zu Nutzen machten. Sie glichen sich dadurch, dass sie die Umwelt gewissermaßen in sich aufnahmen, teilweise, aber nie vollständig der Umwelt an. Ihre Individualität löste sich dadurch nicht auf. Ihre Individualität wurde vielmehr gestärkt. Aber sie passte sich der jeweiligen Umwelt an und spiegelte damit stets auch diese. Die Physiognomie eines Lebewesens zeigt damit dreierlei,

- a) den arttypischen und
- b) den individuellen Charakter sowie
- c) die natürliche Umwelt, an die es angepasst ist.

Nur dann, wenn sich die Umwelt schnell oder im Verhältnis zur Anpassungsfähigkeit zu schnell veränderte, konnte sich eine Art nicht erhalten und starb aus.

Das Arttypische wird in der gesamten Lebenswelt repräsentiert durch Individuen. Im Tierreich sind sich die Individuen einer Art sehr ähnlich. Man kann deswegen dort eine Psychologie auf den Artbegriff aufbauen. Beim Menschen, *Homo sapiens*, sind die individuellen Differenzen oft weit größer als die Unterschiede zwischen manchen Arten im Tierreich. Es ist deshalb beim Menschen nicht möglich, eine Psychologie auf den Artbegriff, also unter der Voraussetzung, dass alle Menschen grundsätzlich gleich sind, aufzubauen. Sie sind zwar gleichartig, aber unterscheiden sich als Individuen trotzdem in bedeutendem Maß.

Die Funde der Artefakte wie auch der Schädel der *Homo neanderthalensis* zeigen, dass sie zwischen ungefähr 200.000 und 25.000 Jahren vuz eine Entwicklung durchmachten und auch zu regionalen Verschiedenheiten gelangten. Veranschaulichen kann dies der Vergleich zwischen Abb. 201, 202 und 203. Der Mousterien Abb. 203 ist zwar eher etwas älter als der namensgebende Neandertaler. Er zeigt aber eine deutlich «aufgefülltere» zweite und dritte Stirnregion. Es zeigt dies, dass sein Erinnerungsvermögen bedeutend besser war. Die bewusste Gedächtnisleistung, die anknüpft an reale Beobachtungen, ist u. a. die geistige Grundlage der Sprachentwicklung. Beobachtetes, das benannt werden kann, kann jetzt auch besser erinnert und damit zuverlässiger reproduziert, etwa mitgeteilt und erzählt werden. Es entstand damit die Möglichkeit, nicht nur durch teilnehmende Erfahrung, sondern auch durch sprachliche Vermittlung Wissen, Kenntnisse weiterzureichen und von den Alten auf die Jungen zu übertragen. In der Folge resultieren auch (dritte Stirnregion) bessere praktische Nutzenanwendungen und Techniken, etwa in der Bearbeitung von Steinen, bei der Jagd, bei der Orientierung in der Landschaft, beim Interpretieren der Wetteranzeigen, der Gestirne (Sonne, Mond und der Sternbilder). Daraus wiederum entwickelte sich ein an natürliche Vorgänge angelehntes logisches Denken, ein Verständnis für Ordnung, Regelmäßigkeiten und Zusammenhänge. Das erschließt man aus den Artefakten und anderen Spuren ihres Denkens.

Auch die Neandertaler hatten ein gewölb-



201 und 202 Schädel des im Neandertal bei Mettmann, im Tal der Düssel 1856 gefundenen Mannes. Der Fundort gab ihm den Namen Neandertaler, *Homo neanderthalensis*. Die Fachgelehrten stritten viele Jahrzehnte darüber, ob es sich um einen prähistorischen Menschen handelt oder nicht. Von der korrekten Datierung dieses Fundes hing die Weltanschauung des größten Teils der Gelehrtschaft ab. Gehörnten diese Knochen einst einem Menschen, der vor mehr als 40.000 Jahren, jedenfalls in prähistorischer Zeit, lebte, so erhielt das christliche Weltbild einen argen Riss. Es wurde von dieser Seite errechnet, dass die Schöpfung des Menschen allerhöchstens ein paar Tausend Jahre zurückliegen könne. Der *Homo neanderthalensis* ist ausführlich beschrieben in *«Physiognomik - ein Aufbruch»* (Carl-Huter-Verlag Zürich, 2008).



203 Der *Homo neanderthalensis* von Le Moustier (Frankreich, Departement Dordogne) hat eine besser ausgebildete zweite und dritte Stirnregion. Foto: akg-images.

204 Gundula Lidke vom Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte der Ernst Arndt Universität Greifswald zeigt am Mittwoch, 27. Mai 1998, im Schweriner Kultusministerium einen menschlichen Schädel mit einem Eingriffsloch. Wissenschaftler präsentierten erstmals in Deutschland im Land Mecklenburg-Vorpommern gefundene Schädel aus dem 3.500 bis 2.500 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückliegenden Neolithikum, an welchen es chirurgische Eingriffe gegeben hat. Foto: Keystone/AP Photo/Frank Hormann.



205 Schädel eines neolithischen Menschen aus der Bronzezeit, gefunden zwischen 1885 und 1892 in Preston/Lancashire. Die neueste Datierung hat ergeben, dass es sich um einen Schädel aus der Zeit um 4.000 Jahre vuz, also aus dem späten Neolithikum, handelt.

Die Stirn ist gegenüber dem Homo neanderthalensis nun auch in der dritten Region besser gebildet und auch nach oben hin plastisch gerundet. Das Gesicht ist steiler, Mund und Kiefer weniger vorgeschoben. Die Überaugenwülste sind feiner, weniger mächtig. Foto: Keystone.

tes Oberhaupt. Auch sie ahnten beispielsweise, dass hinter der sich periodisch oder rhythmisch verhaltenden und wärmenden Sonne und dem den kühlen Nachthimmel durchwandernden Mond geheimnisvolle, höhere, ihnen unverständliche Kräfte wirken. Es erschlich sie eine geheimnisvolle Ahnung, dass das Leben nach einer kurzen Lebenszeit nicht zu Ende sein könnte. Ihr eigener Lebenserhaltungswille wuchs aus einem dunklen Drang über den Tod hinaus. Sie begannen, ihre Toten zu bestatten und erwiesen ihnen fürsorgliche Ehre.

Die tägliche Anspannung, das Lebensnotwendige zu beschaffen und sich zu schützen führte nicht nur in den Kampf mit den Naturgewalten und den jagdbaren und räuberischen Tieren, sondern auch zur Herstellung von Hilfsmitteln, Waffen, Bekleidung, Behausung, Feuer und Gefäßen, zur Entwicklung weiterer handwerklicher Fertigkeiten und Techniken. Durch Beobachtung und Experiment (Probieren, Erproben) in Verbindung mit einer verbesserten Vorstellungs- und Fan-

tasietätigkeit entwickelten sie das praktische Denken und die technischen Fertigkeiten.

Die durchschnittliche Lebenserwartung war an den meisten Orten während der Steinzeit bei 30 Jahren. Gelegentlich wurden Einzelne auch wesentlich älter. Die Kindersterblichkeit war hoch.

Die Physiognomie des frühen Menschen (s. Abb. 201, 202 und 203) zeigte eine kräftige Unterstirn. Bei keinem anderen Lebewesen ist sie in der gleichen Weise ausgebaut. Im Gesamten seiner geistigen Möglichkeiten war der Urmensch allen anderen Lebewesen überlegen. In gewissen einzelnen Teilen derselben allerdings nicht, – so wenig wie der heute lebende Mensch.

Die Frühmenschen lernten, ausgehend von Objekten und Lebewesen, deren Merkmale wie Größe, Länge, Breite, Proportionen, Gewicht und Farbe erkennen, unterscheiden und benennen. Nur was sie, ob durch Verhalten und Handwerk, ob gestisch, mimisch oder sprachlich, darstellen oder ausdrücken konnten, konnten sie mitteilen und tradieren.



206 Das rekonstruierte Pfahlbaudorf Unteruhldingen. Anhand von Funden aus der Stein- und Bronzezeit, etwa 4.000 bis 850 Jahre vuz, wurde in Unteruhldingen im 20. Jahrhundert ein Pfahlbaudorf rekonstruiert. Die Bodenseegegend war zu dieser Zeit frei von Gletschereis, hatte aber ein eher kühles und kühlfeuchtes Klima. Der Rheingletscher hatte sich nach der Würmeiszeit (bis 9.000 vuz) stark zurückgezogen. Der Seespiegel unterlag Schwankungen, die beim Bau von Häusern in Ufernähe berücksichtigt werden mussten. Die umliegenden Gegenden hatten bevorzugt gemischte Laubwälder. Aus diesen bezogen die Pfahlbauer die Pfähle, aber auch die Stämme, die sie zu Schiffen höhlen und zurecht zimmern konnten. Schon bald verfügten sie auch über das Rad. Das Feuer konnten sie sowohl zum Wärmen als auch zum Bearbeiten von Materialien verwenden, sogar speichern und transportieren (Pilzzunder) konnten sie das Feuer. Während der Bronzezeit fand ein weitreichender Handel statt. Man legte auch Vorrats- und Handelslager an. Neben Schweinen und Rindern, gab es jetzt auch Pferde und offenes Grünland. Foto: KalosDesign/12.04.2015.

Die Frage, ob der Frühmensch eine Sprache hatte, ist klar zu beantworten. Er hatte wohl noch nicht die anatomischen Sprechwerkzeuge in der Komplettheit, die ihm eine sehr differenzierte, fein artikulierte Sprache ermöglicht hätten, er hatte aber trotzdem artikulierte sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten. Er konnte durch unterschiedliche Laute und Lautfolgen Austausch mit anderen haben oder einfach seine Befindlichkeit ausdrücken. Er hat sich wohl auch einer einfachen Syntax bedient.

Der Wortschatz innerhalb einer sozialen Gemeinschaft dürfte sich so entwickelt haben,

wie es der Bedarf erforderte, bei Jägern anders als bei Sammlern, bei jagenden Männern anders als bei den Frauen, welche die Kinder betreuten, jedoch stets so, dass man sich verstand. Spezielle Wortschatzbereiche, die nicht von jedermann ohne weiteres verstanden wurden, entstanden wohl bei den Handwerkern. Sie hatten Bedarf, die Dinge und Handlungen ihres Gewerbes, des Töpfers, des Schleifens usw. mit Namen zu bezeichnen. Neben Lautäußerungen, die subjektive Befindlichkeiten ausdrückten, etwa Freude, Schmerz und Trauer, wurden wohl zunächst vor allem Namenwörter erfunden, dann aber auch Wör-



207 Steinzeitliches Sonnenobservatorium Goseck in Sachsen-Anhalt. Dadurch, dass sich der Mensch geografisch und in dem durch den Sonnenstand bestimmten Zeitenlauf orientieren musste, entwickelte er nicht nur die Geometrie und Mathematik über das Herstellen von Gegenständen des Gebrauchs und von Verzierungen, etwa geometrischen Figuren und Ornamenten, hinaus.

Die Kreisgrabenanlage von Goseck bei Naumburg, die etwa um 5.000 v.u.Z. errichtet und 2005 rekonstruiert wurde, erlaubte die genaue Bestimmung der Jahreszeiten und damit der günstigen Zeitpunkte für Saat und Ernte. Die Anlage diente wohl auch dem mit der Sonne und der Fruchtbarkeit verbundenen religiösen Kult. Foto: akg-images.

ter, die Tätigkeiten und räumliche Belange, Größe, Gewicht, Örtlichkeiten bezeichneten. Schließlich auch Wörter, die weitere Merkmale, Adjektive wie schön, rot, hässlich. Auch Mengenbezeichnungen wie viel oder wenig entstanden nach und nach.

Auch <Inneres> wurde im Zuge der Entwicklung der empathischen Fähigkeit in allem Natürlichen gefunden. Mit Donner meldete sich Donar mächtig zu Wort, bei den Griechen Zeus, bei den Römern Jupiter. In der Natur wirkten geheimnisvolle Kräfte, die mehrheitlich anthropomorph vorgestellt wurden.

Die frühen Menschen wurden Sonnenanbeter; sie erkannten ihre Abhängigkeit von der wärmenden und Leben spendenden Sonne. So wie sich das eigene Innere differenzierter gestaltete, wie die empathischen und mimetischen Fähigkeiten zunahmen, so wurde mehr und mehr das natürliche Geschehen als von (göttlichen) nicht sichtbaren und nicht verstandenen Kräften bestimmt, wahrgenommen. Aus dem Unsichtbaren und Verborgenen, so nahmen sie schließlich an, kommt alles Wesentliche. Wie sich die frühen Völker und Menschen das dachten, ist ein Spiegel

Unsystematische physiognomische Skizzen, die zu weiteren Studien anregen

Hilary Hahn¹⁰¹

Wenn eine zwanzigjährige Geigerin die großen Konzerte von Beethoven und Brahms sowie die Solosonaten von Bach neben einem breiteren, auch modernen Repertoire spielt, einiges bereits auf CD aufgenommen und eine

Vielzahl von Konzerten hinter sich hat, so darf man aufgrund der erbrachten Leistungen ohne jeden Zweifel von einem musikalischen und geigerischen Talent sprechen.

Das wäre der Punkt, an dem jeder das Talent erkennen kann, also auch «wissenschaftliche» Psychologen und Berufsberater. Diese würden jetzt das allgemein erkannte Talent

101 Nach der Abhandlung «Hilary Hahn» in «Physiognomie und Charakter», Nr. 5/2002.



295 Hilary Hahn, *1980, US-amerikanische Violinistin.

Aufnahme vom 4. November 2001 im Curtis Institute of Music in Philadelphia. Im Dezember 2001 wurde im amerikanischen PBS-TV ihre Sendung «The Art of Violin» über die Olympier unter den Geigern von Fritz Kreisler bis Isaac Stern ausgestrahlt. Foto: Keystone.



296 Studie zum Ausdruck der Musikalität. Grafik: KalosDesign.

auch noch <wissenschaftlich> bestätigen und beglaubigen, aber nicht wegen der Leistung, sondern wegen der Anerkennung durch die Öffentlichkeit. Die Leistung können sie aufgrund ihrer <Wissenschaft> nicht beurteilen.

Eine junge Geigerin, die hinsichtlich Spieltechnik und Interpretationskunst die schwierigsten Werke mit spielender Leichtigkeit vorträgt, imponiert in jedem Fall und hinterlässt in der Öffentlichkeit keine Zweifel an ihrem Talent.

Anders ist dies bei Talenten, deren Leistungen nicht in solcher Weise unverkennbar imponieren. Diese kann denn auch die diagnostische Psychologie und die von ihr abhängige Berufs- und Laufbahnberatung, also die nicht-physiognomische Psychologie und Berufs- und Laufbahnberatung, nicht erkennen.

Auch Talente, die noch nicht mit den Leistungen aufwarten, zu denen sie erst zu einem späteren Zeitpunkt kommen können, etwa aus Altersgründen, können von der diagnostischen Psychologie und der von ihr abhängigen Berufs- und Laufbahnberatung nicht erkannt werden.

Noch weniger sind diese in der Lage, etwa die individuelle Art der Musikalität zu erkennen, oder für welches Instrument die beste Eignung besteht.

Diese Begabungen und Talente, die auf einer angeborenen Grundlage beruhen, die aber ganz außer den Grenzen der <wissen-

schaftlichen> diagnostischen Psychologie liegen, finden einen physiognomischen Ausdruck, – und den kann der talentierte Psychophysiognom erkennen.

Das Talent im Geigenspiel manifestiert sich in der Summe mehrerer Ausdrucksformen:

1. am Ohr,
2. an der Unterstirn – besonders der Teil über dem äußeren Augenwinkel erhebt sich in Form einer Pyramide oder diese Partie ist zu den Schläfen hin erheblich ausgeweitet – und über der Nasenwurzel,
3. am Mittelgesicht, an den Augen, dem Mund, den Wangen und der Nase,
4. an der Hand,
5. am unteren Hinterhaupt.

Dabei berücksichtigt der Psychophysiognom nicht allein die Formbildung, schon gar nicht die absoluten Maße, sondern vor allem die qualitativen Merkmale wie Feinheit, Differenziertheit, Spannung und Intensität sowie die Proportionalitäten oder die Verhältnisse der verschiedenen Befunde zueinander. Er zieht auch, wenn solche bereits vorliegen, die Leistungen zu Rate, denn zwischen Begabung und Leistung besteht ein Zusammenhang. Dieser Zusammenhang unterliegt allerdings mancherlei nicht ohne weiteres erkennbaren Einschränkungen. Der unmittelbare Ausdruck ist der der Physiognomie, während Mimik,

297 Ilia Gringolts, *1982, russischer Geiger von St. Petersburg. Aufnahme im Januar 2001 in Zürich. Foto: Keystone.

Gestik, Verhalten und die Leistungen mancherlei Einschränkungen und Täuschungsmöglichkeiten enthalten.

Wir wollen uns auch in Erinnerung rufen, dass Ausdrucksregionen nicht identisch mit Kortexregionen sind. Der Kortex, die Rinde des Großhirns, die für das Wahrnehmen und Verarbeiten der Sinneseindrücke und für das Steuern der Motorik von Bedeutung ist, hat an der Formbildung sowohl des Gehirns wie auch des Kopfes keinen besonderen Anteil. Die Kortexzentren sind physiologische und nicht Ausdruckszentren.

Das Ohr ist das Aufnahmeorgan für die Welt der Geräusche, der Naturlaute, der Töne, der Klänge, der Musik und der Sprache.

Die differenzierte, feine Hörfähigkeit; das Gedächtnis und Vorstellungsvermögen für Töne, Sprache und Musik; die Empfindungstiefe, die Gestaltungskraft und der gute Geschmack sind wichtige Voraussetzungen für Musiker, besonders für Streicher. Dies alles ist an den bezeichneten Stellen festzustellen. Wie die gesamte Persönlichkeit das Schaffen eines Interpreten färbt, gibt die nachfolgende Abhandlung einige Hinweise.

298 und 299 Zweimal der mimische Ausdruck des angespannten Hörens, links wird das Gehörte trotz der Anstrengung nicht verstanden, rechts wird erkannt, dass das Gehörte belustigend und interessant ist. Über den N. facialis (mimischer Gesichtsmuskel) steht dieser mimische Ausdruck mit dem Steigbügelmuskel (M. stapedius) im Mittelohr sowie über den N. mandibularis (Kaumuskelatur) mit dem Trommelfellspanner (M. tensor typani) in funktionellem Zusammenhang. Das Heraufziehen der Stirnaußenpartie und das Spannen des Kiefers zeigt nicht nur das Interesse, sondern auch, dass das Mittelohr auf optimales Hören eingestellt wird (Einstellung, welche die geringsten akustischen Eindrücke wahrnehmen kann; Minderung des Klirrfaktors; Optimierung der Tonunterscheidung). Darstellung und Aufnahme: Fritz Möller Halle a/S. Foto: KalosDesign.



Zur Hörfähigkeit möchte ich hier anmerken, dass dieselbe, soweit es um das physiologische Hören geht, kaum je sicher auf einer Fotografie zu erkennen ist. Was man unter absolutem (Tonhöhe) und relativem Gehör (Akkorde) versteht, ist nicht nur vom physiologischen Hören, sondern in erster Linie vom Gedächtnis abhängig. Das bewusste Hören ist indirekt an der Kopfhaltung, eventuell an der Handhaltung sowie am Ausdruck der Augen und des Mittelgesichts zu erkennen.

Wie sich, was nur beim bewussten oder aufmerksamen Hören geschieht, der Trommelfellspanner und der Steigbügelmuskel in eine optimale Lage bringen und damit die Hörleistung steigern, spannen sich andere, vor allem mimische Muskeln und verleihen dem Gesicht einen dementsprechenden, einen aufmerksam hörenden Ausdruck.

Oft wendet sich dabei der Blick zur Schallquelle. Manchmal aber werden dabei andere, störend empfundene Sinnesfunktionen möglichst reduziert, etwa die Augen geschlossen, um sich ganz dem Gehörten hinzugeben.





300 und 301

Alexander Glasunov, 1865-1936, russischer Komponist der späten Romantik, fiel schon früh auf wegen seines musikalischen Gedächtnisses (1). (2) zeigt die Konzentrationskraft, (3) die Aufmerksamkeit (Falten) und (4) die feine Gestaltungskraft (Nase). Foto: akg-images.



Bei Instrumentalisten und Sängern fibrieren beim Lesen von Noten die Stimmbänder, der Mund oder die Finger fein mit. Das Ablesen und Vorstellen der Tonbilder setzt in leisen Ansätzen bereits den motorischen Apparat in Bewegung zum Spielen oder Singen der Noten.

In ganz anderer Weise nimmt auch die Ohrmuschel am Hörvorgang nicht zu unterschätzenden Anteil. Optimalerweise ist die Ohrmuschel dazu da, die Schallwellen einzufangen und möglichst ohne Verzerrung durch den Gehörgang über das Mittelohr ins Innenohr, wo die Umsetzung in elektrophysiologische Vorgänge erfolgt, fortzuleiten. Die Ohrmuschel – gemeint ist in diesem Fall der innere Teil der Ohrmuschel, der den Schall aufnimmt und in den Gehörgang lenkt – kann den Schall aber auch verformen, was dann allenfalls eine erlernte zentralnervöse Korrektur oberflächlich beheben kann. Es kommt in solchen Fällen aber laufend zu Fehldeutungen in der Bewertung von Harmonie und Disharmonie, von gut gemeintem und übelwollendem Reden. Die daraus resultierenden Vorstellungen, Gedanken und Handlungen verfehlen den Ton und offenbaren das Missverstehen.

Der Psychophysiognom, der das musikalische Talent (der Interpretation) nicht nur mechanisch ersehen und erkennen will, was möglich ist, sondern der es auch verstehen will, der muss mindestens eine starke und sympathische Beziehung zu den Leistungen desselben haben.

In der Ausbildung zum Psychophysiognomen wird deshalb die intensive Beschäftigung mit künstlerischen Talenten besonders empfohlen. Es fördert dies das psychologische Verständnis, die feinfühligste Empathie ganz allgemein besonders.

Dabei werden neben den musikalischen vor allem auch die bildnerischen Talente (etwa für Grafik, Malerei, Architektur, Bildhauerei) besonders gewichtet. Die Studentin, der Student wird also angehalten, nicht nur Dutzende von gleichen oder ähnlichen Talenten hinsichtlich des Ausdrucks zu studieren, sondern auch sich mit dem Werk und der Biografie derselben auseinanderzusetzen.

Dabei bemerken die Studierenden sehr schnell, dass wohl einige Menschen ein überragendes Talent haben, dass es aber nicht in zwei Fällen vollkommen gleich ist. Es ist so verschieden, wie die Physiognomien ver-

302 und 303

Wolfgang Rihm, *1952, Komponist. Foto: Keystone.

Das kompositorische Talent (2) ist hier in klassischer Weise gebildet. Die Fülle an schöpferischen Gedanken und subjektiven, Gefühlen und Visionen folgenden Gestaltungen (1, ganze Oberstirn), die unerschöpfliche Fantasie (2, breite Stirn mit Anspannung von der Unter- zur Oberstirn) bringt wohl eine Fülle an Werken hervor, zeigt aber auch, dass die Kraft, die subjektiv gewollte Tonwelt zum Abschluss zu bringen, sie in fertig konzentrierter Form (3) zu gestalten, ihn selbst oft nicht abschließend befriedigt.



schieden sind. Selbst wenn das Gedächtnis für Musik messbar gleich leistungsfähig ist, so wird trotzdem so unterschiedlich wahrgenommen wie der Aufnahmeapparat verschieden ist und unterschiedlich verarbeitet wie das Nervensystem und der gesamte Organismus verschieden sind. Die Gleichheit des Talentes schließt die individuelle Ungleichheit nicht aus.

Die individuelle Ungleichheit macht, genau besehen, die Gleichheit des Talentes erst erträglich.

Betrachten wir beispielsweise die in dieser Abhandlung vorgestellten Geiger, so stellen wir sehr verschiedene Gesamtphysiognomien fest.

Es haben jedoch an der bezeichneten äußeren Partie der Stirn sowie bei der Nasenwurzel alle sehr auffällige Formbildungen und Spannungen, wobei aber auch diese in den Details wiederum individuell verschieden sind.

An der äußeren Stirnpartie (wie bezeichnet) ist das bewusste Wahrnehmen und Speichern von Geräuschen, Tönen, zeitlichem Abstand (Rhythmus), Klang und Melodie, letztlich von ganzen Kompositionen zu erkennen.

Dies haben auch andere Instrumentalisten,

in erster Linie aber diejenigen obligatorisch, die solistisch auftreten und dabei auswendig spielen.

Die feinmotorischen Voraussetzungen von Hand und Arm lassen sich zunächst an Hand und Arm selbst prüfen.

Um das Geigenspiel erfolgreich zu erlernen, sind gewisse körperliche Voraussetzungen notwendig.

Die zentralnervöse Steuerung von Arm und Hand zeigt sich physiognomisch a) am unteren Hinterhaupt und b) am Untergesicht. Dass sich bei jedem motorischen Vorgang, also auch beim Geigenspielen, neben den rein mechanischen oder technischen Vorgängen Gefühlsvorgänge, ja mitunter die ganze Gefühlsfülle eines Musikers, beimischen, ist nicht zu vermeiden. Dies ist sogar erwünscht, denn es gibt dem technisch einwandfrei gespielten Stück die Größe der Seele, die empfundene Tiefe, den eigentlich künstlerischen Gehalt oder einfach die individuelle Charakteristik. Wie dies geschieht, das zeigt das Mittelgesicht mit den Augen, den Wangen, der Nase und dem Mund.

Titel: Die Physiognomik von Kopf und Gesicht

Urheber: Aerni, Fritz

ISBN-13: 978-3-03741-130-8

Carl-Huter-Verlag

Ohmstr. 14

CH 8050 Zürich

Tel: +41 (0)44 311 74 71

E-Mail: verlag@carl-huter.ch

URL: www.carl-huter.ch